

Das freie Wort in der Kirche

Das Zweite Vatikanische Konzil spricht mehrmals von einer legitimen „Vielfalt der Gnadengaben, Dienstleistungen und Fähigkeiten“, der „Sitten und Gebräuche“ und von einem verschiedenartigen Verständnis des „von den Aposteln überkommenen Erbes“ in der Kirche. Seitdem ist die Möglichkeit eines innerkirchlichen Pluralismus unbestritten. Die Probleme beginnen bei der Frage, wieweit dieser Pluralismus gehen darf, ohne daß die Kirche ihre Einheit und ihren Glauben in Gefahr bringt.

Zahlreiche Symptome der letzten Zeit lassen eine Tendenz erkennen, die Grenzen enger zu ziehen. Nach den „Verwirrungen“ der Jahre nach dem Konzil, so hört man immer öfter, müsse wieder Gewicht auf Einheit und Ordnung gelegt werden. Bei vielen Katholiken – Amtsträgern und Laien – scheint sich die Meinung auszubreiten, daß ein Pluralismus eher schade als nütze und daß Diskussionen nur Unruhe stiften, vor allem wenn sie mit Kritik an „offizieller“ kirchlicher Meinung, Lehre und Praxis verbunden sind.

Der Glaube lebt davon, daß er als freie Zustimmung zur Offenbarung Gottes begriffen und verwirklicht wird. Wenn auch nur der Anschein entsteht, über Glaubensfragen könne nicht mehr frei gesprochen werden, sind elementare Voraussetzungen des Glaubensvollzugs in Frage gestellt. Bemühungen um Einengung der innerkirchlichen Vielfalt röhren deswegen an einen Lebensnerv der Kirche. Der Glaube steht und fällt mit dem Recht des einzelnen Christen, sein persönliches Verständnis der von der Kirche verkündeten Botschaft anderen mitzuteilen und mit ihnen in aller Offenheit darüber zu sprechen. Wo ihm – aus welchen Gründen auch immer – dieses Recht bestritten wird, verliert der Glaube die Kraft einer das Leben prägenden Überzeugung und erstarrt in bloß routinemäßiger Befolgung äußerer Regeln. Die Kirche kann als Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe nur lebendig bleiben, wenn jeder seine Meinungen, Probleme und Fragen äußern kann, ohne gleich Verdächtigungen, Ordnungsrufe, Diskussionsverbote oder gar die Unterstellung unlauterer Motive befürchten zu müssen. Wer den christlichen Glauben ernst nimmt, muß bis zum Erweis des Gegenteils stets voraussetzen, daß jeder Christ nach einem besseren Verständnis und einer tieferen Verwirklichung des Glaubens sucht, auch wenn er ungewohnte Ansichten äußert oder Kritik übt.

Ein solcher dialogischer Stil verlangt Bescheidenheit und Einsicht in die Begrenztheit des menschlichen Denkens. Keiner besitzt die ganze Wahrheit. Jeder muß hören und lernen können. Niemand, auch das kirchliche Lehramt nicht,

darf eine Aussage in der Weise verabsolutieren, daß keine Rückfrage und keine Diskussion mehr möglich wäre. Gewiß steht dem kirchlichen Amt das letzte Wort zu. Aber seine Adressaten erreicht es nur, wenn es „dialogisch“ spricht: nicht „dekretorisch“ befehlend und verordnend, sondern um Zustimmung werbend, das Einvernehmen mit den Glaubenden suchend. Es muß seine Aussagen und Forderungen begründen und mit einer solchen argumentierenden Darlegung deutlich machen, daß die Kirche keine Macht beansprucht, sondern den Menschen helfen will, ihr Heil zu finden. Ähnliches gilt für das Verhalten der „Basis“. Auch sie muß sich vor der Versuchung hüten, das eigene Glaubensverständnis absolut zu setzen, alle auf ihre Linie einschwören zu wollen und auf diese Weise genauso unduldsam zu agieren, wie sie es oft der „Spitze“ vorwirft.

Wenn der Kirche heute eine Gefahr droht, dann nicht sosehr durch irrite Lehren, sondern durch eine Einengung des Raums für das offene Gespräch. Meinungen, die von den bisher gewohnten abweichen, sind zunächst Zeichen für Erfahrungen, Probleme und Sorgen, die Beachtung verdienen und ernst genommen werden müssen. Wie diese Erfahrungen zu beurteilen sind, was sie für die Kirche bedeuten und wie sich die Kirche ihnen gegenüber zu verhalten hat, ob und wie die darin implizierten Aussagen mit dem Glauben vereinbar sind, das läßt sich nur in einer freien Auseinandersetzung klären, in der das Neue gleichsam der Bewährungsprobe des gesamtkirchlichen Gesprächs unterbreitet wird. Wenn dieser Klärungsprozeß durch Entscheidungen des kirchlichen Amts oder gar durch ein Verbot der Diskussion zu früh abgebrochen wird, dann verschärfen sich die Probleme, weil sie nicht mehr offen ausgetragen werden. Das gilt für viele Themen der innerkirchlichen Diskussion der letzten Jahre, ob es die Personalität des Bösen ist, die Geburtenregelung, die Sexualmoral, der Zölibat oder die Priesterweihe der Frau. Wie hat es der Glaubwürdigkeit der Kirche geschadet, daß auf dem Konzil, auf Synoden und in vielen Bistümern einzelne dieser Fragen nicht diskutiert werden durften!

Solche Maßnahmen können nur als Folge von Angst, Unsicherheit und Mißtrauen verstanden werden. Dazu gibt es aber in der Kirche keinen Grund. Der Glaube ist Gottes Werk und wird von Gott lebendig erhalten. Wer in dieser Überzeugung lebt, braucht keine Auseinandersetzung zu fürchten. Im Unterschied zu jedem profanen Gemeinwesen kann die Kirche Meinungsverschiedenheiten gelassen ertragen. Das kirchliche Amt sollte seine Aufgabe zuallererst darin sehen, den Raum für das freie Gespräch offen zu halten, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen und für einen christlichen, brüderlichen Stil der innerkirchlichen Auseinandersetzung zu sorgen, nicht zuletzt dadurch, daß es diesen Stil selbst beispielhaft vorlebt.

Wolfgang Seibel SJ